Ein Mal Flucht und zurück

„In Sicherheit geboren und geborgen, keine Kriege mehr hautnah miterlebt, wissen wir, denen es an nichts fehlt, nicht mehr wie es sich anfühlt, wenn die Welt wie wir sie kennen aus den Fugen gerät."

Vielleicht ist es vermessen zu behaupten, ich wisse was Flucht bedeutet, womöglich ist es sogar unangebracht. Menschen die auf ihrer Flucht unselige Qualen erleiden und Dinge sehen, die Medien nicht zeigen, kommen nicht aus der Wohlstandsgesellschaft. Sie sind Vertriebene, die ihre Heimat und Lieben zurücklassen mussten, weil das eigene Leben in Gefahr war. Was uns vereint – der Terror hielt Einzug und die Angst zu sterben wurde real.

Keine Geschichte mag die Ereignisse um den 5. August 2018 so wiedergeben, wie wir sie tatsächlich erlebten. Klar und ehrlich, nichts beschönigend, soll meine Erzählung der Tragödie des Erdbebens auf Lombok und den nahe gelegenen Gili Inseln sein. 480 Menschen sind gestorben. Alte wie junge Leute in der Blüte ihres Lebens wurden ihren Lieben entrissen. Menschen, die den folgenden Sonnenaufgang vom 6. August nicht mehr miterleben konnten und dies nie wieder tun werden.

Es war sieben Uhr abends. Meine Freundin und ich fuhren mit den Rädern zu unserem Appartement. Wir waren gerade in einem kleinen Strandlokal essen. Zu meinem Bedauern gab es dort keine süße Nachspeise, die meinen Erwartungen gerecht wurde, darum hielten wir auf dem Heimweg noch schnell bei einem Lebensmittelgeschäft. In den kopfhohen Glasvitrinen suchte ich nach etwas Süßem, als plötzlich eine Dame weiter hinten zu kreischen begann. Ihr Geschrei verstummte nicht und ein Gefühl sagte mir, das ist nicht normal. Umgehend suchte ich Blickkontakt zu meiner Freundin, die einige Vitrinen entfernt von mir stand. Auch ihr Blick verriet mir, dass sie sich unwohl fühlte und der Moment ihr Unbehagen breitete. Plötzlich begannen meine Beine zu zittern. Der Boden bewegte sich, er vibrierte. Das Vibrieren wurde zu einem Ruckeln. Das Ruckeln zu einem Schütteln und bald zu einer donnernden, alles zerstörenden Urgewalt. Niemals zuvor hatte ich so etwas erlebt. Die Glasvitrinen fingen an zu klirren und übertönten das Geschrei der Frau. Leute gerieten in Panik. Eine Mischung aus ohrenbetäubenden Schreien und klirrendem Glas nahm alles für sich ein. Ich verlor das Gleichgewicht und reagierte nur noch auf etwas, das nicht zu beschreiben war. Ein Moment in dem nur das Überleben zählt. In so einem Augenblick, weiß man selbst nicht einmal, dass es um Alles oder Nichts geht. Man ist sich seines Handelns nicht bewusst. Der Fluchtgedanke beherrscht alles. Ein rudimentärer Instinkt, gegen den ich mich nicht wehren konnte. Meine Reaktion auf das unbegreifliche Geschehen in jenem Moment, war nicht ritterlich. Ich lief los, suchte meinen Weg nach draußen, raus aus dem Grab aus Beton und Glas, das den Anschein hatte, jederzeit in sich zusammenzustürzen. Einzelne Vitrinen kippten um, Glas zerschellte auf dem Boden. Während meines Sprints gerade die Spur zu halten war mir nicht möglich. Die Erde bebte dermaßen stark, dass ich im zick- zack lief und breitbeinig versuchte, nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Mein Tunnelblick orientierte sich Richtung Strand, der sich glücklicherweise direkt hinter der kleinen Promenade vor dem Markt befand. Ich war im absoluten Fluchtmodus. Dabei überrannte ich einen kleinen Jungen, der wohl zu seiner Mutter lief und meinen Weg dabei querte. Kein Blick zurück, einfach nur weg hier. Fürsorglichkeit war in meinem Handeln nicht zu finden. Das Einzige was zählte, war das Leben. Mein Leben.

Unter hunderten von Stimmen vernahm ich die Rufe meiner Freundin. Sie war bereits am Strand angekommen. Ich hastete zu ihr und wir vielen uns in die Arme. Das Beben war abgeklungen, doch der Schock saß tief. Wir sehnten uns nach Normalität und wollten zurück in unser Appartement. Zweisamkeit unter einer Bettdecke, Haut an Haut, sollte uns das alles hier vergessen lassen. Und wenn wir morgen aufwachen würden, wäre nichts davon je geschehen. Ein illusorischer Gedanke und ein Hoffnungsschimmer. Natürlich kam es anders. Gesprengte Wasserleitungen, überflutete Gehwege, eingestürzte Mauern und Häuser machten den Rückweg zum Appartement unmöglich. Die Nacht war gerade erst angebrochen. Der Strom gekappt, die Lichter der Insel erloschen. Die Finsternis kroch in meine Glieder. Sie ließ mich schaudern vor dem was gerade geschehen war und vor dem was uns noch bevorstehen würde.

Die Nacht über kauerten wir auf einer fünf mal fünf Meter großen Plane auf dem kalten Boden. Körper an Körper schmiegten sich dutzende Leute aneinander, Muslime, Hindus und Christen. Jeder kümmerte sich um den Anderen. Kaffee wurde ausgeschenkt, Kissen und Decken verteilt. Man sprach sich gegenseitig Mut zu und gab sich Wärme. Lautstark sagte ein älterer Mann: „We are all together now". Dieser Satz des Mannes beschäftigt mich noch heute. Er beschrieb die Überwindung der kulturell-religiösen Diversität, getragen durch Nächstenliebe, am besten. Und er hatte recht. Man fühlte sich, bildlich gesprochen, wie im selben Boot, auch wenn ein solches zu unserer Rettung vergeblich herbeigesehnt wurde. Wir hatten denselben Feind, Mutter Natur, dasselbe Ziel, es zu überstehen, zu überleben. Immer wieder begann die Erde zu beben. Einheimische um uns herum schickten laute, schreiende Gebete gen Himmel. Laute, „Allahu Akbar, Allah, Allah" durchbrachen flehend das donnernde Grollen von Mutter Natur. Die Gebete wurden so lautstark und forsch, fast zwingend vorgetragen, dass jene Sekunden der Verzweiflung einem Kampf glichen. Sie erbaten von ihrem Gott, er solle sie beschützen und das alles beenden, kämpfen gegen Mutter Natur und sie in ihre Schranken weisen. Solche verzweifelten Bittgesuche an Gott sollten uns noch die ganze Nacht begleiten. Auch ich betete aus meiner Verzweiflung heraus in muslimischen Wortfetzen mit, es überkam mich einfach. Es musste das dritte Nachbeben gewesen sein, als ich meine Freundin umklammernd, verzweifelt ein Allahu Akbar von mir gab. Hätte ich in der „Davorzeit" so etwas getan, wüsste jeder meiner Freunde, dass ich es lustig meinte oder zumindest ironisch, sarkastisch oder wie auch immer. Zu jenem Zeitpunkt war meine Reaktion auf die lauten flehenden Gebete der beteiligten Personen jedoch voller Ernsthaftigkeit. In meiner Not betete ich zu einem Gott, der mich ortsgebunden hier wohl am ehesten hören würde. Ich suchte mir polemisch gesagt, den besten Telefonanbieter für diese Region. So erkläre ich mir die Situation zumindest im Nachhinein. Ein Gefühl von Solidarität, in einer Gruppe von Andersgläubigen, von deren Wohlwollen man abhängig ist, spielte möglicherweise auch eine Rolle. Anflüge vom Stockholmsyndrom, gefangen auf einer Insel und umsorgt von Menschen deren Sprache du nicht verstehst.

Meine größte Sorge galt jedoch nicht den immer wiederkehrenden Beben. Was mir den Verstand raubte und meinen Körper lähmte, war die Angst vor einem Tsunami. Wer die Bilder vom Indian Ocean Tsunami aus dem Jahr 2004 kennt, weiß von was ich spreche. Ich malte mir aus, wie riesige Wasserwalzen die kleine Insel verschlingen würden. Unser nasses Grab in der dunklen Tiefe des Ozeans war gefühlt wenige Minuten entfernt. Erst nach einer Weile verstand ich, warum ein alter Mann auf seinem Fahrrad immer wieder an uns vorbeikam. Er beobachtete, ob sich das Meer merklich zurückziehen würde, was einen unaufhaltsamen Tsunami zur Folge gehabt hätte. Die Informationslosigkeit machte mich verrückt. Dieses Gefühl, nicht zu wissen was noch kommen würde, lähmte meinen Körper. Ich wollte wissen was Sache war, ob es wirklich eine Tsunamiwarnung gab. Eine Frau, etwas abseits der Gruppe sitzend, schien meine letzte Hoffnung auf sprachliche Barrierefreiheit. Langsam erhob ich mich aus dem Menschenhaufen. Vorsichtig versuchte ich mir meinen Weg über liegende Körper jeden Alters zu bahnen, ohne dabei auf jemanden zu treten. Bei der Frau angekommen, kniete ich mich zu ihr nieder und fragte hoffnungsvoll, ob sie Informationen für mich hätte. Sie blickte mich lethargisch an und meinte etwas weinerlich mit seichter Stimme: „We just can hope that the earthquake was on the land and not under the sea. The only thing we can do is hope and pray." Ich musste schlucken und erwiderte nur etwas nüchtern: „O.K." So eine Antwort hatte ich mir nicht erhofft. Die Frau machte mir Angst, und zwar richtig. Das war das letzte was ich nun hören wollte. Sie durchlitt, wie jeder andere auf der Plane, unvorstellbare Angst, vor einem weiteren Beben, welches sich stündlich durch lautes Grollen und Rütteln ankündigte. Die größte Sorge galt jedoch dem Unausgesprochenen, dessen Namen ich niemanden auf der Insel laut aussprechen hörte. Das Verschweigen sollte es wohl davon abhalten, den sicheren Tod zu bringen. Mein und der Alptraum eines jeden Inselbewohners war der Tsunami und seine tödlichen Wassermassen. Die leuchtende Schwimmweste der Frau war jedoch auch ohne Worte unmissverständlich.

Stunden voller Angst verstrichen, es herrschte eine seltsame Ruhe. Kein Tier wie sonst war zu sehen, keine Katze, die über Wellblechdächer spazierte und kein Geräusch außer dem sanften Wiegen der Palmblätter im Wind war zu hören. Ich nahm meine Freundin in den Arm und meinte nur „wir schaffen das". Ehrlich gemeinte, Mut zusprechende Durchhalteparolen an uns beide. Wir beschworen unsere Lebensgeister im Augenblick des nahenden Todes. Wenn ich jetzt, mit etwas nüchternem Abstand über

diesen Satz, den Angela Merkel prägte und in die Welt hinaustrug, nachdenke, gleicht er einer billigen Phrase der Politik. Ich bestreite nicht, dass Frau Merkel das finanzielle Überleben des Staates als vorrangiges Ziel ihrer Arbeit betrachtet, und ihr Handeln mag ebenso von Solidarität getragen sein, doch kann ein solcher Satz nur aus der Emotion und Furcht des eigenen Ablebens ehrlich gemeint sein. Herausgerufen aus tiefster Seele. Aus der Angst zu sterben. Insofern äußerte Frau Merkel jenen Satz, als die angekommenen Flüchtlinge in Deutschland es bereits geschafft hatten. Sie überlebten die Bomben und Granaten in ihrer Heimat. Sie überstanden die Torturen und Qualen der beschwerlichen Reise in die Ungewissheit. Sie waren am Leben und hatten das Überleben zumindest vorerst bereits geschafft.

Der silberne Schein des Mondes wich dem Rot der aufgehenden Sonne. Wir waren am Leben und hatten die Nacht überstanden. Trotzdem zitterten meine Beine unkontrolliert und ich konnte mich auf nichts anderes konzentrieren, als den Terror. Jetzt erst begann unsere Reise in die Sicherheit. Die Evakuierung konnte beginnen. Dabei taten sich menschliche Abgründe auf. Es wurde gekämpft und gestoßen, ethische und moralische Grenzen überschritten. Alles, um so schnell wie möglich auf eine hölzerne Schaluppe zu gelangen, runter von diesem Ort, der uns beinahe verschlungen hätte. Was auf Lombok folgte, waren Bilder der Zerstörung und des Leids. Um uns herum wimmelte es an hektischem Treiben. Ein Gemenge aus Einheimischen, die genug zu tun hatten, sich selbst und ihre Angehörigen in Sicherheit zu bringen. Leere wandelnde Körper von verstörten Touristen, die ihr Gepäck hinter sich her schleppten und nicht wussten was nun. Schaulustige, die den Moment vermutlich nur zum durchschnaufen nutzten. Es waren Zombie- apokalyptische Zustände. Der Anblick, der sich uns geboten wurde, war fürchterlich. Klappbetten standen aufgereiht nebeneinander am Strand. Blutüberströmte Körper wurden darin aufgebhart, Menschen deren Wunden spärlich und provisorisch verbunden wurden. Manche schrien, manche lagen regungslos da. Infusionen neben den Betten waren die einzigen medizinischen Instrumentarien, welche an ein Krankenhaus erinnerten. So muss der Notstand eines Landes aussehen, dachte ich mir. Bilder, die ich von medial- verbreiteten Berichten aus bürgerkriegsähnlichen Zuständen in Ländern der Dritten Welt kannte. Die hier jedoch ohne Emotionen aufgenommen und ungefiltert präsentiert wurden. Es war alles echt.

Eine Frau hielt den reglosen Körper ihrer Tochter in den Armen und lief an mir vorbei. Ihr Gesicht schien die Schmerzen des Verlustes einer geliebten Person zu erzählen, denn sie weinte fürchterlich. Es war ein Weinen, wie ich es bei erwachsenen Personen noch niemals gesehen hatte. Das Leid der Frau ähnelte dem eines Kleinkindes, dessen Welt zusammenbricht. Es schluchzt, heult und kreischt, schreit den bitterlichen Schmerz aus sich heraus. Die Lieder zusammenpresst, in der Hoffnung, es wird alles gut, wenn es die Augen wieder öffnet. Die Frau hievte den leblosen Körper des kleinen Mädchens mit Hilfe eines anstürmenden Mannes in sein Auto und sie fuhr los. In diesen kurzen Augenblicken zählte ich mich wohl selbst zu den sogenannten Schaulustigen. Das angetroffene Geschehen überrumpelte mich. Ich war wie perplex. Der Anblick des Hafens war katastrophal, im wahrsten Sinne des Wortes. Jedes Gebäude war bis auf die Grundmauern zerstört. Kein Stein stand mehr auf dem Anderen. Die riesige Kuppel einer Moschee lag zu unseren Füßen. Eine Rettungskette gab es nicht. Der Staat hatte versagt oder war zumindest mit der Situation komplett überfordert. Jeder kämpfte für sich alleine. Geld ist unter normalen Umständen das gewichtigste Argument eines Europäers der Mittelschicht im indonesischen Raum. Nun wurde es zur Waffe über das Fliehen oder Bleiben, es entschied über Leben oder Tod. Der Höchstbietende bekam den Zuschlag. Mit Leben wurde gespielt und verhandelt wie auf Auktionen. Wer gerettet werden wollte musste bezahlen- und zwar in bar, sofort und exorbitant viel.

PAY- DAY, PAY- DAY, wir brauchen Hilfe!

Ende